

Alfred Pfoser

Arbeitslosigkeit in Feuilletons und in Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*

Die große Wirtschaftskrise als Staatskrise

Die politische Entwicklung in Österreich ist ohne Beschreibung der wirtschaftlichen und sozialen Situation nicht verständlich. Die von den USA ausgehende Weltwirtschaftskrise riss Österreich mehr als jedes andere Land in heftige Turbulenzen, denn der bescheidene Aufschwung der späten 1920er Jahre wurde durch den Rückgang des Welthandels und der Investitionstätigkeit vernichtet. Der drastische Schrumpfungsprozess der österreichischen Wirtschaft hatte nicht nur Wohlstandsverluste, extrem hohe Arbeitslosigkeit und eine verheerende Verödung vieler Industrielandschaften, sondern auch einen drohenden Zusammenbruch der öffentlichen Finanzen ausgelöst. Die österreichische Bevölkerung, ohnehin eine der ärmsten in ganz Europa, stieg in ihrem materiellen Niveau noch weiter ab.

Die Arbeitslosigkeit, als sogenannte „Sockelarbeitslosigkeit“ schon während der 1920er Jahre eine schwärende Wunde, schnellte hinauf, Anfang 1933 gab es an die 400.000 unterstützte Arbeitslose, die Ausgesteuerten wurden in der Statistik ausgeklammert, so dass die Historiographie heute mit ca. 600.000 Arbeitslosen rechnet. In vielen Wirtschaftssparten mussten Arbeiter und Angestellte einen Rückgang ihrer Löhne hinnehmen. Besonders hart betroffen waren

Roland Innerhofer und Károly Kókai Hrsg. *Rudolf Brunngraber und das 20. Jahrhundert* Wien: NoPress 2025: 199-220.

der öffentliche Dienst und der Bankensektor, also Beamte, Eisenbahner, Bankangestellte. Die Pensionsausgaben und Sozialleistungen wurden gekürzt. Schwere Hungerkrawalle legten Städte wie Steyr, die von der Arbeitslosigkeit besonders betroffen waren, lahm. Die Arbeiterschaft in ganz Österreich, besonders betroffen vom wirtschaftlichen Niedergang, ging schweren Zeiten entgegen.

Die soziologische Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal*¹, ein Klassiker in der Geschichte der empirischen Sozialforschung, schilderte exemplarisch das mutlose Alltagsleben, das der Schließung der Fabrik im Industrieort folgte. Weil die Arbeitslosenunterstützung oft nur mehr ein Viertel der bisherigen Gehälter ausmachte, stellte sich nach und nach Verelendung ein, die in der Psyche der Bewohner*innen Resignation, Verzweiflung, ja gar Verwahrlosung hinterließ. Die Menschen verloren ihre Zeitstruktur und gaben gewohnte Rituale auf, was auch zur Folge hatte, dass das Freizeitleben versiegte und beispielsweise Vereine, Theateraufführungen oder die Bücherei nicht mehr frequentiert wurden. Die Arbeitslosigkeit mündete in der überwiegenden Mehrheit der Fälle in Apathie, der Pläne und Hoffnungen, insgesamt jede Idee von Zukunft abhanden kam. Für die organisierte Arbeiterbewegung war das eine Warnung: Die Tristesse führte nicht zu revolutionärem Aufbegehren, sondern zum Zusammenbruch des Soziallebens.

Die Aufmerksamkeit für die Verelendung, die sich in den Industriestädten vollzog, das Mitleid mit den Opfern der Arbeitslosigkeit und der oftmals folgenden Aussteuerung hielt sich allerdings sehr in Grenzen. Die offiziellen Statistiken unterdrückten die Zahl der Ausgesteuerten, erst recht

1 Jahoda 1933.

derjenigen, denen jede Unterstützung entzogen wurde. Die Berichterstattung der bürgerlichen Zeitungen wie beispielsweise der *Neuen Freien Presse* beschränkte sich weitgehend auf das Wegschauen. Der allseitige Überlebenskampf wurde zum Zeichen der Zeit, allenfalls für die eigene Klasse und Gruppe gab es Empathie.

Denn auch Kleingewerbetreibende und Bauern, die zur Kernklientel der Regierung zählten, schlitterten zunehmend in den wirtschaftlichen Niedergang und mussten Einbußen ihrer Einkommen hinnehmen. Herkömmlicherweise brachte man diese Gruppen nicht mit Streiks und Aufruhr in Verbindung, aber in den Krisenjahren 1932/1933 wurde ihr Unmut öffentlich: Das Gewerbe drohte mit einem Generalstreik. Bauern, bei denen Organe längst überfällige Krankenkassenbeiträge einkassieren wollten, beschäftigten im steirischen Vorau Polizei und Regierung. Der Taxifahrerstreik blockierte Mitte Jänner 1933 Wien. Proteste überall, auch im Kulturbereich.

Die Banken- und Firmenzusammenbrüche rüttelten intensiv am sozialen Status, was Unsicherheit und Angst erzeugte. Steigende Preise und stagnierende Einkommen, reduzierte Gehälter und Kündigungen oder gar Arbeitslosigkeit bedeuteten tiefe Einschnitte im Leben der Mittelschichten. Scheinbar sichere Berufe wie Bankbeamte*^r entpuppten sich als Schleudersitze, der öffentliche Sektor musste enorme Einbußen hinnehmen, und seine Beschäftigten bekamen das Gehalt oft nur mehr in Raten ausgezahlt. Pensionist*innen hatten sich mit Verlusten abzufinden. Die Statistik meldete zu Beginn 1933, dass der Konsum um 37 Prozent zurückgegangen sei. Der Rindfleischkonsum sank um 50 Prozent, die Bierproduktion sogar teilweise um sa-

genhafte 80 Prozent.² Sogar die Straßenbahnnutzung und die Hundehaltung waren stark rückläufig, die Mittelschicht verzichtete auf Telefongespräche. Die Ratenzahlung wurde zur beliebten Methode, um doch nicht auf Neuanschaffungen komplett zu verzichten. Die Wiener Rettung verzeichnete vier Suizide pro Nacht. Die Seifenhersteller klagten über einen fünfzigprozentigen Rückgang des Verkaufs. Die Post verzeichnete einen massiven Einbruch der Telefongespräche, auf den Straßen gab es wieder mehr Fußgänger und Pferde zu sehen, weil sich die Menschen die sich verteuerten öffentlichen Verkehrsmittel nicht leisten konnten. Einen massiven Einbruch mussten die Kulturveranstalter verzeichnen, Theater gingen in Konkurs oder schlossen für viele Monate (etwa das Salzburger Landestheater). Menschen und Institutionen verkauften ihr Tafelsilber, um sich über Wasser zu halten. Der prächtige, silberne Hausaltar mit Perlmuttertarsien ging vom Salzburger Stift Peter nach Italien. Krise überall.

Alle Bevölkerungsgruppen litten unter den Belastungen, aber zu wessen Lasten konnte die Sanierung geschehen? Ein Ende der Austeritätspolitik kam, auch wegen der internationalen Aufsicht nach der Genfer Sanierung und der Lausanner Anleihe, nicht in Frage. Im österreichischen Ministerrat herrschte die Meinung, dass die extremen Herausforderungen der Zeit nur durch autoritäre Maßnahmen bewältigt werden könnten. Einig war man sich in der politischen Stoßrichtung der Regierungspolitik: Es ging um die Aushebelung der gewerkschaftlichen Interessen, die Reduktion der garantierten sozialstaatlichen Transferleistungen (insbesondere der Arbeitslosenunterstützungen), den Ab-

2 *Konsumrückgang* 1935.

bau der Eisenbahnbediensteten, die Reduktion der steuerlichen Belastung, die Neuregelung des Finanzausgleiches zwischen Bund, Ländern und Gemeinden, um das Rote Wien zu schwächen. Auf dem politischen Feld bedeutete dies, dass mit allen Mitteln eine Schwächung der Sozialdemokratischen Partei und der Freien Gewerkschaften erreicht werden musste.

„Wirtschaftspolitische Notwendigkeiten“ seien, so war sich die Regierung einig, nur durch eine starke, diktatorisch vorgehende Exekutive ohne langwierige parlamentarische Beratungen durchzusetzen. Die autoritäre Wende wurde von der österreichischen Schule der Nationalökonomie und der Handelskammer vorbereitet. 1930 empfahl die Wiener Handelskammer der Politik, die Gewerkschaften bei der Verteidigung des Sozialstaates zunehmend auszuschalten. Für Wirtschaftsliberale wie Ludwig von Mises war die Beibehaltung der kapitalistischen Ordnung eindeutig der demokratischen Grundordnung übergeordnet. Die Demokratie mag, so die Argumentation, normalerweise für gesellschaftliche Stabilität sorgen; sollte sie diese Funktion in Krisenzeiten einbüßen, gäbe es keinen Grund mehr, an ihr festzuhalten. Der Vision von ungehinderten Güterströmen und dem Bestreben, die gesetzliche Mitbestimmung bei den Kollektivverträgen zu beseitigen, folgten die Vorgaben für die Politik: Erstens müsse sich die Regierung in Österreich dem Weltmarkt öffnen, um im internationalen Wettbewerb zu bestehen, und zweitens müsse die Regierung Industrie und Gewerbe steuerlich entlasten und die Löhne und Steuern senken, was die Entmachtung der Gewerkschaften und des Wiener Reformsozialismus notwendig mache. Der ersten Empfehlung folgte die Dollfuß-Regierung vorerst nicht, denn sie betrieb mit hohen Einfuhrzöllen bei Agrargütern

die Interessen der Bauern. Bei der zweiten Empfehlung war sie ganz auf Linie, denn mit den autoritären Maßnahmen gegen die Staatskrise wollte sie auch die politische Krise und den Schwund ihres Wählerpotentials unter dem Titel der „Entpolitisierung des Ökonomischen“³ lösen.

Die Feuilletonisten und die Verelendung des Mittelstands

Ludwig Hirschfeld, ab 1907 mit seinen Sonntagsfeuilletons regelmäßiger Mitarbeiter der *Neuen Freien Presse*, gehört nicht zur Gruppe jener Schriftsteller (wie etwa Joseph Roth, Alfred Polgar oder Max Winter), die mit angriffigen Sozialreportagen einen neuen, sarkastischen Feuilleton-Stil schufen. Hirschfeld war einer der traditionellen Feuilletonisten, die liebevoll und vergnüglich die geselligen Highlights und Freuden der Wiener Mittelklassenexistenz, aber auch ihre Ärgernisse und Probleme ergründeten. Aufgrund seiner über Jahrzehnte betriebenen Schilderung ihres Alltags kann man ihn als einen der bedeutendsten Chronisten des Wiener Bürgertums zwischen 1910 und 1938 bezeichnen. Der Erste Weltkrieg erschien ihm als eine Art Vertreibung aus dem Paradies.⁴ Im Rückblick wurde für ihn die kleine *Welt von Gestern*, also der Vorkriegszeit, zum Heilskosmos. Auch in der Ersten Republik setzte er seine soziologischen Investigationen, die die Stimmungen der Mittelklasse erkundeten, kontinuierlich fort. Bei der Schreibweise seiner Sonntagsfeuilletons konnte die Leserschaft der *Neuen Freien Presse*

3 Slobodian 2019 S. 69.

4 Vgl. Pfoser 2020.

sicher sein, dass er selbst schwierigsten sozialen Situationen humorvolle Seiten abgewinnen konnte.

Auch im Krisenjahr 1933 blieb Hirschfeld seinem Metier treu. Er schilderte mit bewährter Ironie die Sorgen der Mittelklasse, die sich infolge von Lohnkürzungen und Einkommensverlusten einschränken musste und gleichzeitig nicht für sich und ihre Kinder das gewohnte Leben aufgeben wollte. Die Kinder wurden etwa von den Eltern in den Schiurlaub geschickt mit der Aufforderung, zu sparen und wieder zu sparen, was natürlich nicht funktionierte.⁵ „Das Wort ‚Luxus‘ hat der größte Teil des Publikums aus seinem Vokabular gestrichen und es durch Einschränkung, durch Erschwinglichkeit ersetzt. Man zieht sich an, so gut man kann: das eine schöne Kleid, den einen dunklen Rock, den man hat.“⁶ Man versagte sich die Teilnahme an geselligen Ereignissen, verzichtete auf den Auftritt auf großen Bällen, weil die Garderoben und die Ausgaben vor Ort zu teuer waren. Findige Familien lösten das Problem, indem sie mit billigerer Ausstattung Kostümfeste veranstalteten oder aufsuchten. Ein Auto wurde gekauft – dann aus Kostengründen und mangelnder Nutzung wieder verkauft.

Ein bitteres Porträt über die gravierende, bis in den Mittelstand reichende Arbeitslosigkeit aus dem Wendejahr 1933 lieferte Hirschfeld mit seinem Feuilleton *Ein Zeittypus, der zuviel Zeit hat*.⁷ Einleitend konfrontierte Hirschfeld die Leser*innen damit, dass auf der Straße regelrecht ein Elendsbetrieb herrsche: Arbeitslose zu Hauf singen, musizieren, betteln, läuten an der Wohnungstür. Hirschfeld meinte, dass diese Arbeitslosigkeit „die sichtbare, die demonstrativ zur

5 Vgl. Hirschfeld 15.1.1933.

6 Hirschfeld 11.2.1934.

7 Hirschfeld 30.4.1933.

Schau getragene Not primitiver Menschen“⁸ sei. Aber es gebe auch eine andere, leise, unsichtbare Arbeitslosigkeit, die sich ihrer schäme, Menschen, die sich im Stadtpark oder Prater herumtreiben, nie jammern und sich nicht in ihre Seele hineinblicken lassen würden.

Keine Arbeitslosen im Sinne des Gesetzes, nur Beschäftigungslose, die noch etwas haben und dennoch arme Menschen sind. Denn wie arm einer heute ist, das hängt ja nur davon ab, was er gestern war und hatte. Was war er gestern? Fabrikant, Kaufmann, Bureauchef, Ingenieur. Und heute ist er ein Herr ohne Beschäftigung. Noch immer, so lange es geht, ein Herr, und das ist eben die Verschärfung [...]. Der Herr ohne Beschäftigung ist gewöhnlich ein Mann zwischen vierzig und fünfzig. Also jenes Alters, das man in besseren Zeiten die besten Jahre genannt hat. Jetzt sind es die miserablesten Jahre, rüstig, arbeitsfähig, in seinem Beruf erfahren und tüchtig, plötzlich von einem Tag auf den anderen ausgeschaltet, kaltgestellt. Ein Müßiggang wider Willen, ein Ruhestand ohne Ruhe. Denn wenn man auch einige hundert Schilling Pension, Rente oder Zinsen hat, daß es auf Wohnen, Essen, auf Kaffeehaus und Zigaretten reicht – ist das ein Leben, wenn man gerade zu leben hat? Die Illusion, die man anfangs hatte, ist längst zerstört: die berühmte Nebenbeschäftigung, die gelegentliche Arbeit. Unmöglich als Mann in den besten Jahren irgend etwas zu finden, auch nur etwas gering Bezahltes, wo die Jugend keinen Platz findet und graue Schläfen die schlechteste Empfehlung sind.⁹

Die junge Republik, die mit der verschärften Mangelsituation und der galoppierenden Teuerung zu Recht kommen musste, bekam von Hirschfeld keine guten Rezensionen.¹⁰

8 Ebda. S. 9.

9 Ebda. S. 9f.

10 Siehe der dritte Teil von Hirschfeld 1921.

Die politischen Parteien mit ihren Parolen ernteten bloß Verachtung, 1933 war es nicht anders. Oder doch: Der Ekel angesichts der Zeitumstände schlug noch heftiger aus, „die Hochsaison des Gummiknüppels und der Maschinengewehre“¹¹ erzeugte Abscheu. Erinnerungen an die kargen, schrecklichen Kriegsjahre kamen bei ihm auf, Hirschfelds Feuilletons waren voll von Sehnsucht nach dem zivilen und zivilisierten Leben, konzentrierten sich auf die apolitischen Schutzräume, auf den Rückzug in das eigene Zuhause, in die kleinen Vergnügungen, in die Kultur oder in die Sommerfrische. Liebgewordene Rituale wurden nun auf den Prüfstand gestellt: die Selbstverständlichkeit der Urlaube, das Treffen mit Freund*innen in Restaurants sowie der Einsatz von Servicepersonal. Stets schwang die Frage mit, ob man sich dies leisten könne. Die Unbeschwertheit war dahin, Verzicht war geboten, Sorgen setzten sich im Kopf fest. Dass der Besuch von Kulturveranstaltungen nicht mehr selbstverständlich war, weil er an Karten- oder gar Garderobenpreisen scheiterte, war eine Schmach. Ein Kommentar klagte: „Die Wirtschaftskrise zieht allmählich immer weitere Kreise und in Zusammenhang mit ihr muß man heute bereits von einer Krise der Moral und der Kultur reden.“¹²

„Nein, die Arbeitslosenfrage, die ich Ihnen nahebringen möchte, ist eine Individual- und Existenzfrage jener zahllosen Individuen, die Begabungen sind“, leitete Ernst Lothar ein anderes Feuilleton über die Schrecken der Arbeitslosigkeit ein, um Einzelfälle herauszugreifen: ein Chirurg, der nicht mehr der allerjüngste ist, ein Jurist von Weltgeltung, der seine Lehrkanzel verloren hat, ein gefeierter Schau-

11 Hirschfeld 2.4.1933.

12 *Krise und Kultur* 1935.

spieler, der ohne Engagement dasteht. „Namen von Menschen, die Außerordentliches geleistet haben und zur außergewöhnlichen Leistung fähig geblieben sind; Namen von Menschen, die Nutzen stiften könnten und die man daran verhindert; Namen unersetzlich wertvoller Menschen, die man heute zu Müßiggängern, morgen zu Verzweifelten, nächstens zu Selbstmördern macht.“¹³

Auch Felix Salten trug in einem Feuilleton zu einem sozialen Lagebericht bei, indem er die Klage mit dem Lob des „Durchhaltens“ und der für ihn bewundernswerten Anpassungsbereitschaft des Bürgertums mischte und pries, „wie viel des Guten die Gegenwart birgt“: „Wir sind jetzt gezwungen, einfacher zu werden, uns mit dem Notwendigen zu begnügen, auf Kostspieliges zu verzichten.“¹⁴ Oft genug blieb dem Bürgertum der pomphafte Rahmen, aber das Leben der Menschen war von dem der Vergangenheit weit entfernt:

Ihre Gemächer, ihre Wohnungen, Villen, Paläste sind so luxuriös wie einst. Nichts daran hat sich geändert. Außerlich. Nur der Luxus, den sich diese Menschen früher einmal gönnen durften, ist ihnen abhanden gekommen. [...] Schlaflose Nächte und peinliche Sorgen verursacht das Erhalten der herrlichen Wohnungen, der schmucken Villen, der entzückenden Paläste ihren Bewohnern. Sie müssen für Abgaben, für Licht, Gasverbrauch, Heizung, Telephon, müssen für die nach ihrer Zahl sehr verminderte Dienerschaft aufkommen, ehe sie sich selbst eine Semmel und ein Glas Milch leisten dürfen.¹⁵

13 Lothar 4.6.1933.

14 Salten 1936.

15 Ebenda S. 2.

Rudolf Jeremias Kreutz berichtete im Juli 1936 aus der Sommerfrische am Grundlsee, welches merkwürdige Leben zwischen Herrlichkeit und Krida das Patriziat im Salzkammergut führte. Die Erben der Luxusgüter, „die Zwangsverwalter einer Vergangenheit, die ihnen nichts ließ als die Karikatur ehemaligen Wohlstands“¹⁶, zogen sich in die Mansarde zurück und hofften auf die Vermietung der Villa. Die Reichen, die sich solchen Luxus leisten könnten, haben sich längst einer neuen Lebensform angepasst, brausten mit ihren Autos durch das Land und schätzten Flexibilität. In der Stadt seien die Riesenwohnungen und Häuser weniger ein Problem, weil Teile relativ einfach vermietet werden konnten, aber der wahre „Kampf um die Behauptung“ finde rund um die alten Sommerhäuser statt. Der Gang zum Antiquitätenhändler oder zur Kunstauktion, bei denen die alten Familienbilder verkauft werden, helfe über manche Engpässe hinweg, aber ändere nichts an der grundsätzlichen Problematik.

In Summe sind Ludwig Hirschfelds, Ernst Lothars, Felix Saltens oder Rudolf Jeremias Kreutz' Feuilletons eine ausgezeichnete Quelle, um die politische Stimmung im ‚unpolitischen‘ Mittelstand zu eruieren. Das Vertrauen in die Kraft der parlamentarischen Demokratie wurde beim Bürgertum nach und nach mehrheitlich erschüttert, weil für sie die Republik Abstieg bedeutete. Die einst vielversprechenden Kriegsanleihen waren 1918 wertlos geworden, die Inflation der unmittelbaren Nachkriegszeit fraß die Guthaben und Reserven auf, Einkommen aus Vermietung waren wegen des Mieterschutzes drastisch geschrumpft. Nach einer kurzen Phase der Stabilisierung brach die Weltwirtschaftskrise

16 Kreutz 1936.

über Europa und – in gesteigertem Ausmaß – Österreich herein. Der Staat musste und wollte sparen, strich Posten, besetzte nicht mehr nach. Und auch mit der Mittelschicht ging es bergab. Ludwig Hirschfeld ortete ringsherum nur mehr „Neidhammel“, die bei diesem Abstieg von der Frage geplagt wurden: „Wie machen das die anderen?“¹⁷

Die Abstiegsängste rüttelten am sozialen Zusammenhalt. In der extremen Variante waren sie der Nährboden für radikale Lösungen, in der sanften, humorvollen Variante von Ludwig Hirschfeld generierten sie Zeitklagen. Im *Beschwerdebuch* der *Neuen Freien Presse* war die Stimmung schon anders, hier spross ebenfalls der Sozialneid. Was unterschied denn die Mittelschicht noch von den ärmeren Menschen? Bürgerliche Hausfrauen listeten exakt die Ausgaben für Dienstmädchen auf und alterierten sich darüber, dass dem Mittelstand Gehaltskürzungen zugemutet wurden, während sich an den Bezügen der Dienstmädchen nichts geändert habe und diese – wenn sie sich doch kaum selbst den Urlaub leisten konnten! – Urlaubsgeld oder Krankengeld bekämen.¹⁸

Die Krise rüttelte kräftig an den eingeübten Gewohnheiten der bürgerlichen Haushalte. Früher gab es als nimmermüde Hausangestellte eine Köchin, ein Stubenmädchen und eine Bonne, nun suchte man nach einem 'Mädchen für Alles'. Wenn das Haushaltseinkommen auch diese Ausgaben (vierzig bis sechzig Schilling pro Monat bei einem Durchschnittsgehalt von 200 Schilling) nicht erlaubte, musste sich die Herrin des Hauses in der Erledigung der Alltagsaufgaben selbst ans Werk machen. Selbst wenn Geld vorhanden war, stand man vor dem Problem, dass die Nachfrage nach

17 Hirschfeld 12.5.1935.

18 *Beschwerdebuch* 1933.

Personal größer war als das Angebot. Junge Frauen arbeiteten lieber als Verkäuferinnen, Stenotypistinnen oder Friseurinnen, als dem rigiden Regime in den Familien ausgesetzt zu sein und über Arbeitszeiten oder die Zahl und Reichhaltigkeit von Mahlzeiten zu streiten. Eine Alternative zu fixen Anstellungen konnten die sogenannten Heimschwestern sein, die nur für ein paar Stunden wöchentlich zu bestimmten Zeiten engagiert wurden.¹⁹

Raoul Auernheimer, der regelmäßig für die *Neue Freie Presse* Feuilletons verfasste, brachte, die bürgerliche Interessenslage drastisch zuspitzend, in seiner Autobiographie die soziale Konfliktlage der Ersten Republik auf den Punkt:

Die arbeitende Klasse stieg auf, und der Mittelstand sank im gleichen Maß. Die Abwaschfrau im Laboratorium bezog, weil sie organisiert war, eine Zeitlang tatsächlich ein höheres Gehalt als der nichtorganisierte Professor, der vielleicht soeben, nach jahrelanger Vorarbeit, ein neues chemisches Element entdeckt hatte. Das Schlimmste aber war, daß auch die Mittelstandsfrau ein Aufwaschweib geworden war, in ihrem eigenen Hause nämlich, und daß sie dafür überhaupt nicht bezahlt wurde.²⁰

Der Mittelstand litt unter den verheerenden Folgen des wirtschaftlichen Niedergangs, aber zumindest in der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen ging es den Kulturschaffenden noch viel, viel schlechter. Besonders heftig traf es die Heerschar von Musiker*innen, die in Folge des rasanten Medienwandels vor dem Nichts standen, was die erschreckenden Arbeitslosenziffern zeigten. Im Ring der ausübenden Musiker Österreichs waren im November 1936

19 *Der Arbeitsmarkt* 1935.

20 Auernheimer 1948 S. 201.

17.500 Musiker*innen organisiert, hiervon gingen 10.000 noch einem Nebenerwerb nach, von dem sie allerdings nur notdürftig über die Runden kamen. Die Zahl der Berufsmusiker*innen, die ausschließlich von der Musik lebten, belief sich auf etwa 7.000, jedoch waren nur 800 von ihnen beschäftigt.²¹ Im Jahr 1926 fanden in den österreichischen Kinos noch 2076 Musiker*innen Beschäftigung,²² Mitte der 1930er-Jahre sollte dies ein Ende haben:

Nur die Elite der Musikerschaft, mehrere hundert Künstler, wird heute noch dauerhaft beschäftigt, während die große Masse der Musiker längst der Ungunst der Verhältnisse zum Opfer gefallen ist. [...] Die Umstellung der Kinobetriebe auf den Tonfilm hatte natürlich die Auflösung der Kapellen zur Folge. Die fortschreitende Wirtschaftskrise tat ihr übriges. Kaffeehäuser, Nachtlokale, Varietés, Privattheater mussten ihren Betrieb sperren oder ihn zumindest zur Verringerung der hohen Abgaben einschränken, und das Heer der arbeitslosen Musiker wuchs erheblich.²³

In einer ähnlich miserablen Situation befanden sich die bildenden Künstler*innen, die ebenfalls in den Klagechor der Kunstschaffenden einstimmten. Maler*innen und Bildhauer*innen berichteten, dass sie zu den Ersten im Kulturbereich gehörten, die die Krise des Bürgertums zu spüren bekamen. Vergeblich hielten sie Ausschau nach Mäzenen, vergeblich appellierten sie an die Museen oder Gemeinden, da nur wenige über Verkaufsausstellungen zu Einnahmen kamen. „Heute schimpft und kauft man weniger als früher, so hat das besitzende Publikum an Bedeutung für den

²¹ *Musikerelend* 1936.

²² Vgl. *Die Krise der österreichischen Musiker* 1937.

²³ *Kleiner Musiker, was nun?* 1933.

Künstler gewaltig eingebüßt. Das wohlhabende junge Ehepaar erwirbt vielleicht ein einziges Bild, [...] eine einzige Bildnismaske aus Terrakotta. [...] Man betätigt den Schönheitssinn [...] vor allem am eigenen Auto.“²⁴ Ähnliches war auch von Seiten der Architekt*innen zu hören, die unter Mangel an Aufträgen litten. Josef Hoffmann, einer der Größen des Landes, erregte sich: „Das Auto ist heute der Konkurrent für das gepflegte Heim. Für die Wohnung wird nur das Allernotwendigste angeschafft, denn es muß unbedingt auch ein Auto gekauft werden. Das Auto macht das Heim überflüssig.“²⁵

Wie mit der Flut von Klagen umgehen und Lösungen für die Misere anbieten? Wie mit den Massenentlassungen in den Theatern? Rudolf Jeremias Kreutz war nicht der Einzige, der auf den himmelschreienden Unterschied zwischen Anspruch und Realität des Kulturlandes Österreich aufmerksam machte. Mozart, Beethoven, Grillparzer – gut und schön. Das offizielle Österreich wäre ein „gedächtnisstarke[r] Verwalter der Unvergeßlichkeit“, ²⁶ in diesem Lande sei es als Künstler*in „das Schlechteste nicht, tot zu sein.“²⁷

Das Rote Wien erregte Missgunst, weil es den Abstieg des Bürgertums ins Stadtbild einschrieb. Die neuen Gemeindebauten wurden argwöhnisch und neidvoll betrachtet. Auernheimer meinte hierzu:

Während die Hofburg in Abwesenheit des Hausherrn hoffnungslos verfiel, weil es an den nötigen Mitteln fehlte, auch nur den abbröckelnden Verputz zu erneuern, entstanden weit

24 Dessauer 1936.

25 Hoffmann 6.12.1936; Hoffmann 1938.

26 Kreutz 3.11.1934.

27 Ebenda.

draußen in der Vorstadt die neuen Volkswohnhäuser, vorbildlich hygienisch gebaut, von Licht und Luft durchflutet, mit Swimming pools, Badezimmern, Spielplätzen für die Kinder, Versammlungsräumen, Arbeiterbibliotheken [...]. Hoch erfreulich vom Standpunkt sozialer Gerechtigkeit, aber Opfer war die jetzt so bekümmert blickende ‚Innere Stadt‘ mit den angrenzenden vormaligen Wohlstandsvierteln.²⁸

Hirschfeld und Auernheimer deuteten das soziale Ressentiment nur an, das die Dollfuß-Regierung und die christlich-soziale Opposition im Wiener Landtag in der politischen Auseinandersetzung ausschachteten. Der ‚Steuersadismus‘ der Wiener Stadtregierung wurde zur Wahlkampfparole. Die Kampagnen gegen Finanzstadtrat Hugo Breitner, der das brave, bodenständige Bürgertum mittels Lustbarkeitssteuer, Fürsorge-, Automobil- und Haushaltsabgabe oder Wohnbausteuer auspressen würde, entsprachen der Stimmungslage des Bürgertums: „Nur wenn der Kopf dieses Asiaten in den Sand rollt, wird der Sieg unser sein“²⁹ – das martialische Vokabular, dessen sich Heimwehrführer Ernst Rüdiger Starhemberg, damaliger Innenminister, bei einer Heimwehrkundgebung auf dem Heldenplatz am 4. Oktober 1930 bediente, mag nicht nach dem Geschmack der Mittel- und Oberschichten gewesen sein, in der politischen Zielsetzung stimmte man jedoch durchaus überein.

28 Auernheimer 1948 S. 197.

29 Zit. nach Fritz 2000 S. 313.

Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*

In der österreichischen Literaturgeschichte der Zwischenkriegszeit ist seltsamerweise die Arbeitslosigkeit allenfalls peripher ein Thema. Als große Ausnahme gilt Rudolf Brunngrabers Roman „Karl und das 20. Jahrhundert“, 1932 erschienen, der ganz wesentlich von Otto Neurath, einem der Protagonisten des Wiener Kreises, angeregt wurde. Neurath wollte die wissenschaftlichen Prinzipien der Einheitswissenschaft (Geschichte, Nationalökonomie, Statistik) in einem Roman seines Mitarbeiters im Wirtschafts- und Gesellschaftsmuseum angewendet wissen. Gleichzeitig mit dem Erscheinen im Frankfurter Societas-Verlag wurde das Buch in Fortsetzungen auch in der *Arbeiter-Zeitung* vorgestellt. In der Ankündigung wurde von einem „modernen Schicksalsroman“³⁰ gesprochen, gegliedert in fünf Perioden, in denen am Beispiel des 1893 in Wien geborenen Karl Lakner die totale Abhängigkeit des Menschen von den allgemeinen Zusammenhängen von Wirtschaft und Politik demonstriert wird. Zermürbt vom Erlebnis des Weltkriegs, von jeder Perspektive abgeschnitten durch die Arbeitslosigkeit stürzt sich der ausgebildete Lehrer 1931 vor den Zug. Brunngrabers Absicht war es, wie die *Arbeiter-Zeitung* kommentierte, „mit der Schilderung eines Einzelschicksals den ganzen Wahnsinn dieses Jahrhunderts aufzurollen.“³¹ „Ein flimmerndes und verwirrendes Mosaik, und doch kein Hirngespinnst, keine Erfindung eines Phantasten, sondern blanke Wirklichkeit.“³²

30 *Ein moderner Schicksalsroman* 1932.

31 *Karl und das zwanzigste Jahrhundert* 1933.

32 *Ein moderner Schicksalsroman* 1932.

In den Rezensionen der *Arbeiter-Zeitung* spürt man auch eine gewisse Zurückhaltung, wenn sie am Buch das „Problematische“ im „Ineinanderwirken der großen Kräfte“³³ erkennen. Auch weil der Roman überhaupt keine Perspektiven bietet, weil die Scharniere zwischen der allgemeinen globalen Entwicklung, dem Geschehen in Österreich und dem Einzelfall Karl Lakner nur eindimensionale Ausweglosigkeit kennen. Darin hob sich das Buch deutlich ab von Otto Bauers grundlegender Studie über „Rationalisierung -Fehl-rationalisierung“³⁴, die 1931 erschien und wohl auch wegen der gleichen Thematik auf den Roman Einfluss ausübte. Darin resultiert auch die Differenz zu den Feuilletons in der *Neuen Freien Presse*, die österreichische Mittelklasse-Schicksale aufgreifen, Lokalkolorit einbringen und nicht nach den großen Zusammenhängen fragen.

Die österreichischen Spezifika drohen bei Brunngraber in den großen Wellenbewegungen der internationalen Nationalökonomie unterzugehen. Auch die organisierte Arbeiterbewegung, ihre Errungenschaften in der Sozialgesetzgebung, die Wohnbautätigkeit, die Fürsorgemaßnahmen und die Schulreform im Roten Wien kommen nicht vor, obwohl die *Arbeiter-Zeitung* Karl als „die erste Romanfigur [preist], die ohne Einschränkung im Blickwinkel der marxistischen Weltauffassung gesehen ist.“³⁵ Im Vergleich zu den angeführten Feuilletons bleibt Brunngrabers Karl eine ziemlich papierene Randfigur, weil vom Autor bewusst auf eine einprägsame Personenzeichnung verzichtet wird. In der großen Menge an politischen Informationen (wohl den Zeitungen entnommen) und den Statistiken der Ämter

33 *Karl und das zwanzigste Jahrhundert* 1933.

34 Bauer 1931.

35 *Karl und das zwanzigste Jahrhundert* 1933.

und Körperschaften verkümmert bei Rudolf Brunngrabers Karl Lakner weitgehend die einprägsame plastische, phantasiereiche Personenzeichnung, mit der etwa Hans Falladas berühmter Arbeitslosen-Roman *Kleiner Mann, was nun?* beim Publikum punkten konnte. Die im Jahr des Erscheinens aufziehende faschistische Gefahr wird fast gänzlich ausgeblendet. Brunngraber fasste das dem Roman vorangestellte Motto Walther Rathenaus „Die Wirtschaft ist das Schicksal“ wohl zu orthodox auf, während das Buch gleichzeitig das Napoleon-Zitat „Die Politik ist das Schicksal“ als längst überholte Wahrheit des 19. Jahrhunderts abtat.³⁶

Vielleicht ist da der Zeitpunkt der Entstehung entscheidend: Brunngraber schrieb seinen Roman, noch bevor der US-amerikanische New Deal (und der deutsche Nationalsozialismus durch Aufrüstung) eine wirtschaftspolitische Wende brachten. Brunngraber zitiert zwar im Roman John Maynard Keynes Forderungen nach staatlichem Deficit Spending³⁷, aber 1931, im letzten Jahr der Handlung, ist in der internationalen Politik von einem möglichen Ausweg aus der bis dahin größten Krise des westlichen Kapitalismus und seiner verheerenden Dynamik noch nichts zu registrieren. Die von Brunngraber so eindrucksvoll dokumentierte verhängnisvolle Gemengelage von Rationalisierung und Absatzkrise, mangelnder Kreditvergabe und Reparationen, technologischem Fortschritt und Überproduktion hielt alle westlichen Staaten, und besonders Österreich, im eisernen Griff der Krise und schürte die allgemeine Tragödie der Massenarbeitslosigkeit, die in Karl Lakners Schicksal als zeittypischem Beispiel eines überflüssigen Menschen seine literarische Gestaltung fand.

³⁶ Brunngraber 1933 S. 7.

³⁷ Brunngraber 1932 S. 244f.

Literaturverzeichnis

Raoul Auernheimer, *Das Wirtschaus zur verlorenen Zeit. Erlebnisse und Bekenntnisse*, Wien, Ullstein, 1948.

Otto Bauer, *Kapitalismus und Faschismus nach dem Weltkrieg. Erster Band: Rationalisierung – Febrationalisierung*, Wien, Wiener Volksbuchhandlung, 1931.

Beschwerdebuch. In: *Neue Freie Presse*, 2.4.1933, 29.

Rudolf Brunngraber, *Karl und das 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M., Societäts-Verlag, 1933.

Der Arbeitsmarkt der Hausgehilfinnen. In: *Neue Freie Presse (Abendblatt)*, 8.11.1935, S. 3.

Wilhelm Dessauer, *Künstler und Publikum*. In: *Neue Freie Presse*, 16.10.1936, S. 1.

Die Krise der österreichischen Musiker. In: *Neue Freie Presse*, 1.10.1937, S. 8.

Ein moderner Schicksalsroman. In: *Arbeiter-Zeitung*, 13.12.1932, S. 7.

Wolfgang Fritz, *Der Kopf des Asiaten Breitner. Politik und Ökonomie im Roten Wien. Hugo Breitner – Leben und Werk*, Wien, Löcker, 2000, S. 313.

Ludwig Hirschfeld, *Wo sind die Zeiten... Zehn Jahre Wien in Skiexzen*, Wien, Berlin, Wiener Literarische Anstalt, 1921.

Ludwig Hirschfeld, *Adieu, liebe Eltern! Kinderbriefe aus der Winterfrische*. In: *Neue Freie Presse*, 15.1.1933, S. 8.

Ludwig Hirschfeld, *Kochkunstwanderung. Ausflug ins Kulinarische*. In: *Neue Freie Presse*, 2.4.1933, S. 9.

Ludwig Hirschfeld, *Herr ohne Beschäftigung. Ein Zeittypus, der zuviel Zeit hat*. In: *Neue Freie Presse*, 30.4.1933, S. 9f.

Ludwig Hirschfeld, *Theater ohne Lustbarkeit. Rechnung aus dem Publikum*. In: *Neue Freie Presse*, 11.2.1934, S. 11.

Ludwig Hirschfeld, *Wie machen das die anderen?* In: *Neue Freie Presse*, 12.5.1935, S. 7.

Josef Hoffmann, *Gefährdete Wohnkultur*. In: *Neue Freie Presse*, 6.12.1936, S. 2

Josef Hoffmann, *Gibt es noch Salons*. In: *Neue Freie Presse*, 11.1.1938, S. 6.

Marie Jahoda/Hans Zeisel/Paul Felix Lazarsfeld (Hg.), *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Leipzig, Hirzel, 1933.

Karl und das zwanzigste Jahrhundert. In: *Arbeiter-Zeitung*, 17.1.1933, S. 5.

Kleiner Musiker, was nun? In: *Neue Freie Presse (Abendblatt)*, 10.3.1933, S. 5.

Konsumrückgang und Preisspanne. In: *Neue Freie Presse*, 3.3.1935, S. 19.

Rudolf Jeremias Kreutz, *Sachwalter des Ewigen*. In: *Neue Freie Presse*, 3.11.1934, S. 2.

Rudolf Jeremias Kreutz, *Patriziat im Austragsstüberl*. In: *Neue Freie Presse*, 21.7.1936, S. 3.

Krise und Kultur. In: *Neue Freie Presse (Abendblatt)*, 23.8.1935, S. 3.

Ernst Lothar, *Hilfe für ‚Müßiggänger‘*. In: *Neue Freie Presse*, 4.6.1933, S. 1-3.

Musikerehend und Schallplattenkonjunktur. In: *Neue Freie Presse*, 21.11.1936, S.10.

Alfred Pfoser, *Die Wiener Feuilletonisten ziehen in den Krieg. Das Beispiel Ludwig Hirschfeld*. In: Karsten Dahlmanns/Matthias Freise/Grzegorz Kowal (Hg.), *Krieg in der Literatur, Literatur im Krieg. Studien*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, S. 415-430.

Felix Salten, *Herrliche Wohnung*. In: *Neue Freie Presse*, 19.1.1936, S. 1.

Quinn Slobodian, *Globalisten. Das Ende der Imperien und die Geburt des Neoliberalismus*, Berlin, Suhrkamp, 2019.